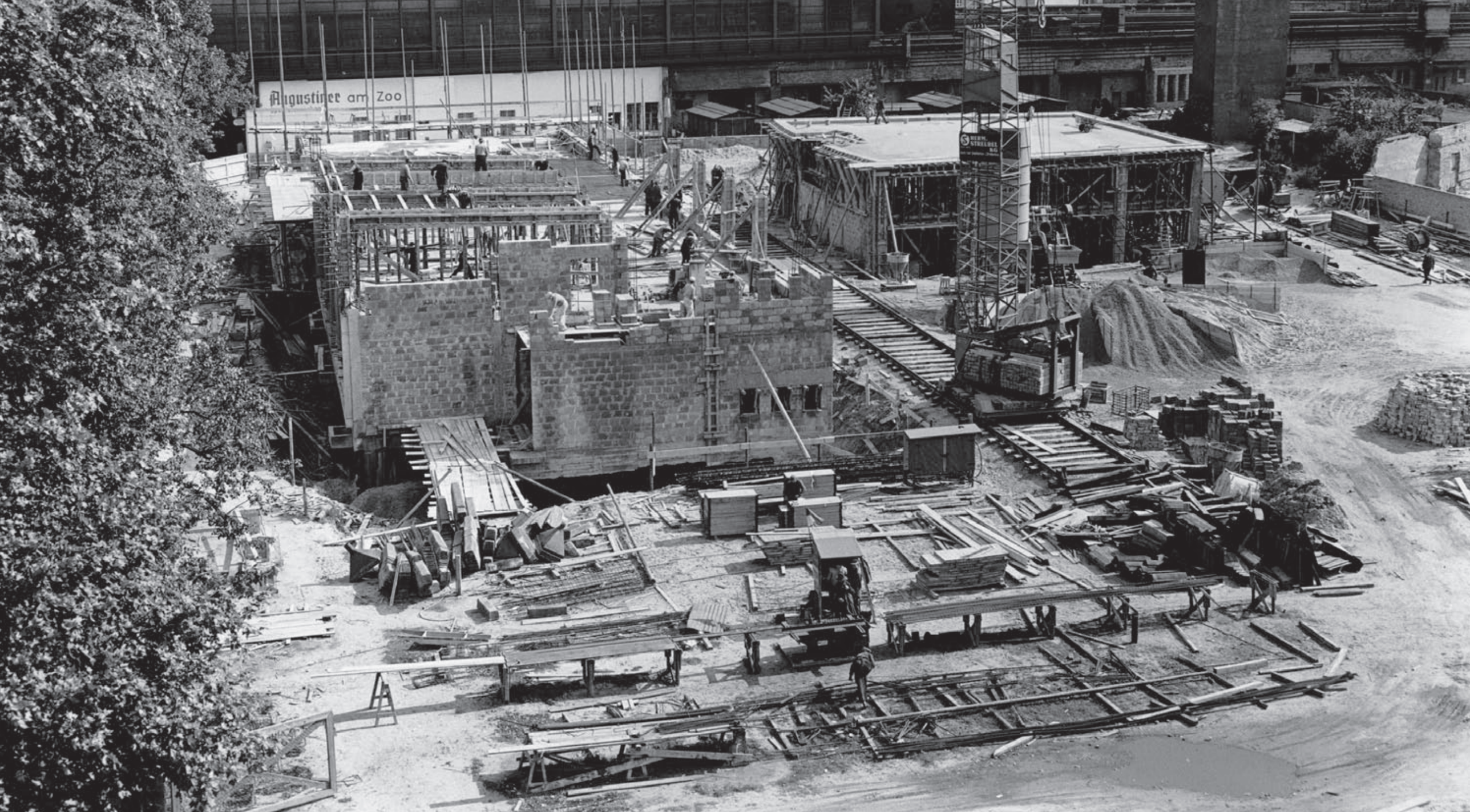
POP, POLITIK UND PROPAGANDA

DAS AMERIKA HAUS BERLIN IM WANDEL DER ZEIT

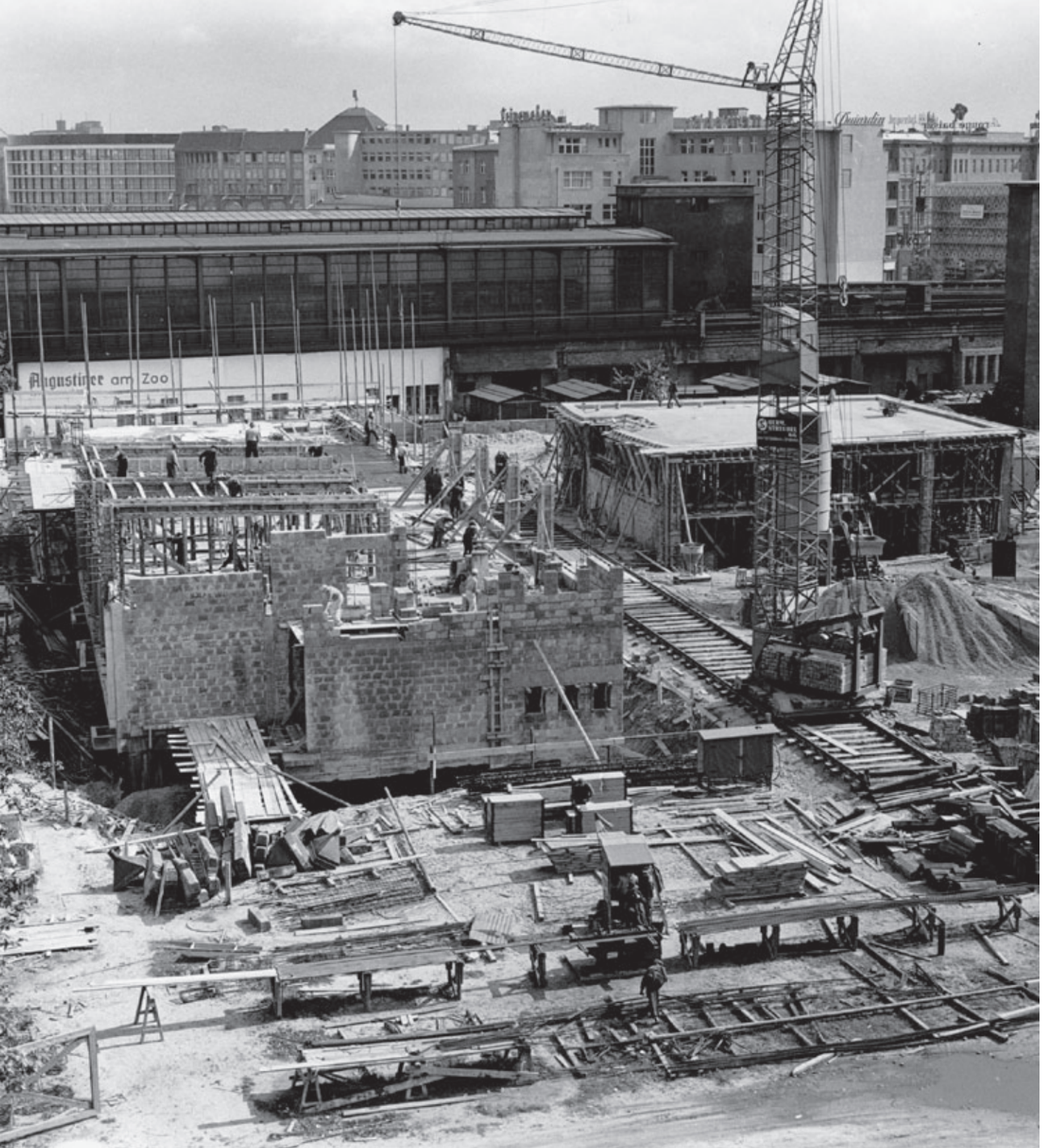
HANS GEORG HILLER VON GAERTRINGEN
FÜR DIE C/O BERLIN FOUNDATION

HATJE CANTZ

C/O Berlin


Augustiner am Zoo

AMERIKA HAUS



DIE ARCHITEKTUR

Das Amerika Haus wird innerhalb von nur einem Jahr errichtet. Baustelle von Westen, Sommer 1956

Ansicht von Osten am Eröffnungstag, 5. Juni 1957. Das Amerika Haus ist als freistehendes Gebäude konzipiert

DER AUSSENBAU

Die Aufgabe für Grimmek lautet: Einladend soll das Haus sein. Es soll anziehen, auf sich aufmerksam machen, jedem Passanten signalisieren, dass er hier willkommen ist. Weil der Bau für seinen Inhalt werben soll, kommt der Gestaltung des Äußeren große Bedeutung zu. Zugleich soll das Haus nicht pathetisch wirken, aber auch nicht alltäglich. Es soll nichts mit den ehrfurchtgebietenden Kulturtempeln der Vergangenheit gemein haben, aber auch nicht so banal wie eine Bankfiliale oder Grundschule aussehen. Grimmeks Gestaltung gelingt der Spagat zwischen Freundlichkeit und Feierlichkeit, den sich die Amerikaner wünschen. Für die einladende Ausstrahlung sorgen vor allem das Material Glas und die menschlichen Proportionen. Der lang gestreckte Bau hat nur zwei Geschosse. Die Fenster sind auffallend groß. Auch der Eingang ist voll verglast. Man kann hineinsehen und bekommt bereits von außen einen Eindruck von dem, was einen erwartet. Dieses Gebäude lässt sich nur richtig würdigen, wenn man sich vor Augen hält, was ihm vorausgegangen war: die Repräsentationsexzesse des Dritten Reiches mit all ihren hohlen Pathosformeln, den Säulen, Gesimsen, Freitreppen, Giebelfeldern und so weiter. Allerdings liegt auch im programmatischen Verzicht auf all diese Elemente ein gewisses Pathos – das Pathos der Sachlichkeit.

Grimmek entwickelt die Fassade des etwa 50 Meter breiten Gebäudes, wie die Moderne es fordert, aus den Funktionen im Inneren – »form follows function«. Denn hinter der Fassade befinden sich im Erdgeschoss zwei Bereiche,

Das Amerika Haus am Eröffnungstag, 5. Juni 1957. Die Fahne hängt auf Halbmast, weil einen Tag zuvor Louise Schroeder, die ehemalige SPD-Oberbürgermeisterin Berlins, gestorben war

die unterschiedlich viel Platz brauchen – links das kleine Foyer, rechts die sehr viel größere Bibliothek. Aus diesem Grund rückt der Architekt auch den Eingang aus dem Zentrum nach links. Und er hebt ihn hervor, indem er den Oberlichtsaal der Galerie im Obergeschoss als fensterlosen Kubus darübersetzt. Für die große glatte Fläche findet er eine geniale Lösung – eine Abstraktion der amerikanischen Flagge, ausgeführt als Mosaik, einer der Lieblingstechniken der dekorfreudigen 1950er-Jahre. Darauf werden die (bei der jüngsten Renovierung originalgetreu wiederhergestellten) Lettern der Inschrift angebracht: AMERIKA HAUS. Die fensterlosen, verklinkerten Seitenfassaden bestimmen den ursprünglichen Eindruck des frei stehenden Gebäudes bewusst mit. Bedauerlicherweise ist dieser seit dem Bau des überdimensionalen Parkhauses auf der linken Seite Ende der 2000er-Jahre nicht mehr gegeben.

Rückansicht am Eröffnungstag, 5. Juni 1957

Das eben fertig gestellte Amerika Haus, 1957. Im Hintergrund die Baustelle des Oberverwaltungsgerichts, ebenfalls von Bruno Grimmek

Folgende Seiten:
Sonnenuntergang am Eröffnungstag, 5. Juni 1957

AMERIKA HAUS

DER PROTEST

Polizeiaufnahme von der Kambodscha- Demonstration, 9. Mai 1970

Polizeiaufnahme von einer Anti-Vietnamkriegs-Demonstration, 1968

»KAMPFZIEL AMERIKA HAUS«

Im Anschluss an den Berliner Ostermarsch fliegen Farbbeutel auf das Amerika Haus und die Demonstranten spielen mit der Polizei Räuber und Gendarm. Fotografie von Michael Ruetz, 26. März 1967

Samstag, 9. Mai 1970, 12 Uhr mittags: Am Mehringdamm in Kreuzberg treffen sich etwa 3000 Menschen zu einer Demonstration gegen den amerikanischen Einmarsch in Kambodscha und das Kent-State-Massaker, die tödlichen Schüsse auf vier Studenten bei einer Anti-Vietnamkriegs-Demonstration in den USA. Unterwegs gehen die Schaufenster einiger Banken zu Bruch. 14:10 Uhr: Ankunft der Demonstration am Amerika Haus. Der Zug ist mittlerweile auf etwa 7000 Teilnehmer angewachsen. Die Berliner Polizei erwartet sie mit einem Aufgebot von 5000 Beamten, Wasserwerfern, Stacheldraht und Hamburger Gittern, die einen Sicherheitskordon um das Amerika Haus bilden. Im gegenüberliegenden Verwaltungsgericht sitzt der Einsatzstab der Polizei. Der Innensenator und der Polizeipräsident sehen von dort oben zu. 14:20 Uhr: »Zu der vorgesehenen Abschlusskundgebung« kommt es, so der Tagesbericht der Polizei, »nicht, da die Masse der Teilnehmer mit Sprechchören ›USA – SA – SS‹ den Redner übertönt.« 14:25 Uhr: Steine, Flaschen, Farbbeutel und Molotow-Cocktails fliegen, mit Stahlkugeln aus Katapulten werden acht Scheiben des Amerika Hauses zerstört. Als die Demonstranten die prominenten Zuschauer im Gerichtsgebäude entdecken, fliegen auch dort zu den Fenstern Steine hinauf. 14:35 Uhr: Die Polizei räumt die Straße vor dem Amerika Haus. Berittene Einheiten treiben die Demonstranten Richtung Technische Universität. In der linksradikalen Zeitschrift *Agit 883* heißt es wenige Tage später: »Harter Schlagstockeinsatz.« Gegen 15 Uhr ist die kurze Schlacht vor dem Amerika Haus vorbei. Zurück bleiben Pflastersteine, zerbrochene Scheiben und zwei tote Polizeipferde. In

den Westberliner Krankenhäusern werden Hunderte verwundeter Polizisten und Demonstranten behandelt.

Die Demonstration im Mai 1970 ist der Höhepunkt der Proteste vor dem Amerika Haus. Seit dem Beginn der amerikanischen Intervention im Vietnamkrieg 1965 mehrt sich speziell unter den Studenten die Kritik an den USA. Die Haltung zu den Amerikanern – und ihrer symbolischen Repräsentanz, dem Amerika Haus – spaltet in der Folge die Westberliner Öffentlichkeit. Von 1966 bis etwa 1980 wird das Amerika Haus immer wieder zur Zielscheibe von Angriffen. Die Entscheidung, an einem zentralen und schnell erreichbaren Ort präsent zu sein, kommt auch den Demonstranten entgegen. Schnell radikalisieren sich die Formen des Protests. Bei der ersten Anti-Vietnamkriegs-Demonstration des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) am 5. Februar 1966 bittet der Direktor des Amerika Hauses noch einige Demonstranten zum Diskutieren herein. Währenddessen treffen aus der Menge vor dem Haus »etwa 6 rohe Eier und eine Transparentlatte« die Fassade (Ereignismeldung der Polizei). Die tätlichen Angriffe werden als Tabubruch gewertet, das Entsetzen ist in weiten Teilen der Bevölkerung groß. Eine Delegation von Studenten der Freien Universität überreicht demütig ein Entschuldigungsschreiben für das »Rowdytum« ihrer Kommilitonen. Doch zwischen all den linken Demonstrationen und Gegendemonstrationen der CDU, zwischen ebenso gewalttätigen wie dilettantischen Anschlagsversuchen auf das Haus und der hysterischen Kriminalisierung jeglicher Kritik, zwischen der Hetze der *Bild*-Zeitung und der Gelassenheit der Mitarbeiter des Amerika Hauses gibt es immer wieder auch unterhaltsame Arten des Protests: Der linke Anwalt Horst Mahler (später bei der RAF, heute rechtsradikal) fährt am 15. April 1968 um 2:50 Uhr in der Nacht vor dem Haus vor. *Der Spiegel* berichtet: »Für rhythmisches Betätigen seiner Hupe (im Takt von ›Ho-Ho-Ho-Tschi-minh‹) [...] wurde Mahler mit einer gebührenpflichtigen Verwarnung belegt. Kosten: drei Mark.«

Polizisten warten vor dem Amerika Haus auf die Teilnehmer einer Demonstration gegen die griechische Militärjunta. Fotografie von Michael Ruetz, 3. Februar 1968

Cover der linksradikalen Zeitschrift *Agit 883,* Heft 60, 1970, zur Straßenschlacht vor dem Amerika Haus am 9. Mai 1970

Eine Bombe, die am 12. Dezember 1969 im Amerika Haus deponiert worden war, aber nicht detonierte

Die Demonstration vom 9. Mai 1970, bei der es um den Einmarsch der Amerikaner in Kambodscha und die Erschießung von vier Anti-Vietnamkriegs-Demonstranten in den USA ging, war die schwerste und gewalttätigste Auseinandersetzung in der Geschichte des Amerika Hauses

Rolf Ficker

1 Berlin 19, den 16.3.1969
Reichsstr. 58 / App. 532

ERKLÄRUNG

Ich, Rolf Ficker, hatte die Absicht, das "Amerika-Haus" in West-Berlin, Hardenbergstr., in Brand zu setzen.
Bevor ich zu dem Grund komme, möchte ich feststellen, daß ich Linkssozialist bin. Verehre Che, Castro, Mao, Marx und Engels.
Es reicht nicht, in der Öffentlichkeit etwas gegen den verbrecherischen Krieg der USA in Vietnam zu sagen. Reden allein genügt nicht! Wir haben gelernt, daß Reden ohne Handeln unrecht ist.
Ich gebe zu, daß es Ohnmacht war, die dieser Tat zugrunde lag.
Aber sehr oft steht auf der Seite der Ohnmacht das Recht.
Es sah so aus, als ob die Revolution in der Literatur hängenbleiben würde, ohne an die Praxis heranzukommen.
Ich sah die Gefahr, vom System gefressen und verdaut zu werden, wenn ich nicht zur Gewaltaktion übergegangen wäre.
Es gibt für jede unterdrückte Minderheit das Recht auf Widerstand!
Widerstand auch mit außergesetzlichen Mitteln, wenn die gesetzlichen Mittel versagen!
Wir als Deutsche sind verpflichtet, den Krieg der USA in Vietnam nicht nur zu verurteilen, sondern durch gewaltsame Aktionen der Welt zu zeigen, daß es in unserem Land noch Menschen gibt, die aus der schlechten Vergangenheit die Lehre gezogen haben.
Dieses sind wir den hingemordeten unschuldigen Menschen in der ganzen Welt schuldig.
Haben wir alle den Mord an Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967 in Westberlin oder den Mordanschlag auf Rudi Dutschke im April 1968 vergessen???
Erkennen wir endlich, wir leben weder in Westberlin noch in Westdeutschland in einer sogenannten Demokratie.
Wir befinden uns auf dem besten Wege zum Neofaschismus!
Denkt an Buchenwald und Dachau!!!

gez. Rolf Ficker

Aus der linksradikalen Zeitschrift *Agit 883*, 1970

OTTO SCHILY ÜBER DIE DEUTSCHE IDENTITÄTS-SUCHE NACH 1945, DEN ANTIAMERIKANISMUS DER 68ER UND SEIN BILD VON AMERIKA

Otto Schily, geboren 1932 in Bochum, wurde in den 1970er-Jahren als Rechtsanwalt der linken Protestbewegung und der RAF bekannt. Er war 1980 Mitbegründer der Grünen und wechselte 1989 zur SPD. In der rot-grünen Bundesregierung unter Gerhard Schröder war er von 1998 bis 2005 Bundesminister des Innern.

Herr Schily, Sie haben als Zwölfjähriger in Garmisch-Partenkirchen das Kriegsende erlebt. Was waren Ihre ersten Eindrücke von den Amerikanern?

Die ersten Amerikaner, die ich in meinem Leben zu Gesicht bekommen habe, waren GIs. Sie sind mir in angenehmer Erinnerung: Ich sehe sie noch auf Panzern in Partenkirchen einziehen, zum Teil Gitarre spielend. Es gefiel mir allerdings nicht, dass dieselben Leute, die vorher noch die großen Nazis im Ort gewesen waren, sie nun mit Beifall begrüßten – das fand ich würdelos.
In den ersten Monaten nach dem Krieg hungerten wir, wie zu dieser Zeit fast alle. Meine Mutter schickte meinen Bruder und mich deshalb manchmal zum Pilzsuchen. Wir kannten einige gute Plätze, an denen man Steinpilze und Pfifferlinge fand. Eines Abends kamen wir glücklich mit einer guten Ausbeute aus der Partnachklamm – unsere Rucksäcke waren voll. Plötzlich wurden wir von einer Streife der Military Police angehalten, offenbar wegen der »verdächtigen« Rucksäcke. Sie luden uns auf ihren Jeep und brachten uns ins Hauptquartier. Dort wurden die Rucksäcke ausgeschüttet, der Koch besah sich den Inhalt und sagte: »Ja, die können wir gut gebrauchen.« Unsere schönen Pilze wurden also konfisziert. Wir waren natürlich absolut deprimiert. Dann jedoch bekamen wir die Rucksäcke zurück und erlebten eine Überraschung: Sie waren voll mit Schokolade. Das fanden wir natürlich toll.
Aber es gab auch einige negative Erfahrungen. So bekamen beispielsweise eines Tages amerikanische Soldaten von Nachbarn gesteckt, dass wir eine Rolleiflex-Kamera besäßen. Die wollten sie nun gerne haben. Aber da ich sie sehr gut versteckt hatte, konnten sie sie zunächst nicht finden. Plötzlich hielt einer der GIs meiner Mutter die Pistole an den Kopf, um die Herausgabe der Kamera zu erzwingen. Da bin ich dann wie ein Wiesel gelaufen und habe die Kamera geholt. Das war eine weniger erfreuliche Begegnung.

Wie stand man denn in Ihrer Familie den USA generell gegenüber?

Unsere Familie hatte eine sehr positive Einstellung zu den USA: Es war für uns das Land der Freiheit und der unbegrenzten Möglichkeiten. Wir haben amerikanische Literatur und *Reader's Digest* sowie das *National Geographic Magazine* gelesen. Wir waren dankbar für die Quäker-Speisung, die es an den Schulen gab. Der American Way of Life erschien uns als sehr attraktiv. Für uns Jüngere, weniger für meine Eltern, war Jazz eine wunderbare neue Erfahrung. Mein Vater, der ein Gegner der Nazis war, sah die Amerikaner durchaus als Befreier vom Naziterror und sagte sogar manchmal, nur halb im Scherz, dass es für Deutschland das Beste wäre, der neunundvierzigste Bundesstaat der USA zu werden.

Sie sind 1958 nach Westberlin gekommen, um hier nach dem Jurastudium Ihre Referendarzeit zu absolvieren. 1963 wurden Sie als Anwalt zugelassen. Sie kamen zu einer Zeit in die Stadt, als die Einstellung gegenüber den Amerikanern noch durchgängig positiv war.

Das ist auch kein Wunder, schließlich verdankte Westberlin den Westalliierten die Freiheit. Die Luftbrücke, die Berlin vor einer Annexion seitens der damaligen Sowjetunion bewahrte, haben die Berliner in bleibender und dankbarer Erinnerung behalten. Beim Bau der Mauer 1961 setzten die Berliner ihre Hoffnungen zuallererst auf die Amerikaner. 1963 stand ich auch vor dem Schöneberger Rathaus und habe John F. Kennedy zugejubelt. Ich bin sogar an einem Laternenpfahl hochgeklettert. Und dort oben habe ich dann den berühmten Satz gehört: »Ich bin ein Berliner.« Dieser Satz wurde von uns mit unglaublichem Enthusiasmus aufgenommen, denn nach dem Mauerbau gab es in Berlin anfangs doch eine sehr depressive Stimmung.
Mir hat außerdem an Kennedy und seinem Bruder Robert gefallen, dass sie gegen den Kolonialismus Stellung bezogen. Sie haben sich beispielsweise sehr entschieden für die Unabhängigkeit Algeriens eingesetzt.

Wie haben Sie dann den Bruch der westdeutschen Linken mit Amerika erlebt, der etwa zwei Jahre später begann?

Es fing, wie Sie ja wissen, mit der bewaffneten Intervention der Amerikaner im Vietnamkrieg 1964/65 an. Sie haben de facto den Kolonialkrieg, den die Franzosen verloren hatten, weitergeführt. Die Enttäuschung darüber, dass die Vereinigten Staaten, die uns die Freiheit und Demokratie gebracht und den Verfolgten in der Nazizeit Schutz gewährt hatten, in Vietnam militärisch eingriffen, um ein sehr zweifelhaftes Regime zu stützen, war riesengroß. Daraus entstand eine sehr massive Kritik an den USA ganz allgemein. Nun fand man auch vieles andere, was die Amerikaner politisch unternahmen, furchtbar: die Unterstützung für den Schah im Iran, den sie 1953 ins Amt gehievt hatten, den Einsatz der CIA in Lateinamerika, später die amerikanische Einflussnahme in Chile. All das setzte sich zu einem sehr negativen Bild zusammen.

Würden Sie sich im Rückblick selbst als Teil der 68er-Protestbewegung sehen?

Nicht wirklich. Ich war ja damals schon 36 Jahre alt. Meine erste Frau Christine hatte allerdings einen starken Einfluss auf mich, sie war Mitglied im SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund), und so bin ich in diese Kreise gekommen. Die Protestbewegung in Westberlin 1968 war ja eine merkwürdige Mischung: Es gab Kommunisten, Liberale, Sozialdemokraten, aber auch Leute wie die SEWisten – also die Mitglieder der Sozialistischen Einheitspartei Westberlins, das war ein Ableger der SED –, die KPD/AO, die Maoisten und so weiter. Alle waren an den Protesten irgendwie beteiligt. Daneben auch noch ganz individuelle Figuren wie der Kabarettist Wolfgang Neuss. Dieses Westberliner Biotop war also etwas ganz Besonderes. Zu Beginn verliefen die Demonstrationen noch friedlich, die Militanz begann erst mit dem 2. Juni 1967, als der Polizist Karl-Heinz Kurras Benno Ohnesorg erschoss. Beim Marsch zum Axel-Springer-Hochhaus flogen dann am 11. April 1968 Steine und Brandsätze.

Wurde damals reflektiert, dass die Vereinigten Staaten einerseits zum ideologischen Feindbild wurden, andererseits aber Inhalte und Vorgehensweisen der Protestbewegung stark von Amerika beeinflusst waren?

Durchaus, wir sahen uns an der

Seite der Anti-Vietnamkriegs-Bewegung, die ja zuerst in den USA begonnen hat. Die Proteste um 1965 auf dem Campus von Berkeley beispielsweise waren ein Anknüpfungspunkt und ein Vorbild für die Anti-Vietnamskriegs-Bewegung in Deutschland. Auch die spätere Militanz der Demonstranten war von amerikanischen Vorbildern beeinflusst, zum Beispiel der Black-Panther-Bewegung. Sie hat vielleicht auch einen Ansteckungseffekt für die Radikalisierung in Deutschland gehabt, ebenso wie Che Guevara. Auch die Anfänge der Umweltbewegung lagen übrigens in den USA. Das 1962 erschienene Buch *Silent Spring* von Rachel Carson, das erstmals die Umweltzerstörung anprangerte, fand in Deutschland weite Verbreitung.

Wobei man sagen muss, dass nach Vorbildern auch in anderen Ländern und Systemen Ausschau gehalten wurde. Auch die Protestler suchten – wie alle Deutschen damals – nach ihrer Identität.

Ja, es war geradezu ein Charakteristikum der K-Gruppen der 68er-Zeit, dass sie sich an bestimmte kommunistische oder sozialistische Modelle anlehnten, entweder in der Sowjetunion oder in China oder in Jugoslawien, einige ganz Verrückte orientierten sich sogar am albanischen KP-Führer Enver Hoxha. Man besorgte sich die politische Identität gewissermaßen aus dem Kostümverleih. Selbst ein hochintelligenter Mann wie Christian Semler, damals Vorsitzender der KPD/AO, gebärdete sich auf ziemlich lächerliche Weise als Wiedergänger Ernst Thälmanns. Für die Identitätsausleihe ist auch die RAF ein Beispiel. Nicht umsonst hat sie sich »Fraktion« genannt. Was sich daraus dann entwickelt hat, war eine Tragödie sondergleichen – die bleierne Zeit.

Es gibt ein Foto von Ihnen vom 6. Januar 1973, das Sie mit einem Plakat vor dem Amerika Haus zeigt, auf dem steht: »Nixon begeht Völkermord«. Ich nehme an, dass Sie sich damit auf die sogenannten Christmas Bombings der Amerikaner in Vietnam Ende 1972 bezogen, die massivsten Bombardements der US-Luftwaffe seit dem Zweiten Weltkrieg. Zu jenem Zeitpunkt waren Sie in der Öffentlichkeit als »Terroristenanwalt« bekannt. Sie hatten beispielsweise Horst Mahler verteidigt, der an der gewaltsamen Befreiung Andreas Baaders 1970 beteiligt war. Später vertraten Sie dann Gudrun Ensslin im Stammheim-Prozess.

An das konkrete Ereignis vor dem Amerika Haus kann ich mich nicht erinnern. Ich habe ja öfter an Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg teilgenommen.

Der Begriff des »Völkermords« auf Ihrem Plakat ist ja nicht nur ein politischer Vorwurf, sondern auch ein juristischer Begriff, im Sinne eines Straftatbestands …

So habe ich ja auch bei der Verteidigung von RAF-Mitgliedern argumentiert – sehr scharf im Hinblick auf den Vietnamkrieg. Da in Vietnam ein Völkermord begangen wurde, durfte man, so die damalige Argumentation, im Rahmen der Möglichkeiten, die man in Deutschland hatte, darauf hinwirken, ihn zu unterbinden. Bestimmte logistische Maßnahmen, die zur Führung des Krieges für die Amerikaner notwendig waren, wurden ja über die US-Basen in Deutschland vollzogen, zum Beispiel der Transport von Soldaten oder Ausrüstung. Ich habe argumentiert, dass man den Terrorismus der RAF in einen politischen Kontext stellen müsse. Dagegen wollten Gericht und Staatsanwaltschaft das Verfahren strikt als »normalen« Strafprozess behandeln, nicht als politischen Prozess. Hintergrund dafür war ein Missverständnis. Dass ein Verfahren, das bestimmte Straftaten zum Gegenstand hat, eine politische Dimension hat, bedeutet ja keineswegs, dass diese Straftaten gutzuheißen sind. Es gibt bekanntlich politische Verbrechen ebenso wie eine verbrecherische Politik. Dass eine Tat politisch einzuordnen ist, besagt also noch nichts darüber, wie sie rechtlich zu beurteilen ist. Die andere Seite hat gar nicht bemerkt, dass sie durch ihre übereifrigen Anstrengungen, das Stammheimer Verfahren als »normalen Prozess wie jeden anderen« zu behandeln, den politischen Charakter des Ganzen noch gesteigert hat.
Aber um noch einmal auf die Kritik an der Politik der Amerikaner in Vietnam zurückzukommen: Ich muss selbstkritisch dazu sagen, dass uns damals zuweilen die Einsicht abhanden gekommen ist, wie bestimmte Entwicklungen wirklich zu beurteilen waren. Hinsichtlich Kambodscha waren wir zum Beispiel der Meinung, dass der dortige Diktator, Lon Nol, der seit 1970 mit Unterstützung der USA herrschte, abgelöst werden müsse. Als das dann 1975 tatsächlich geschah, haben wir das begrüßt. Es kam dann Pol Pot, ein Linker, der an der Sorbonne in Paris studiert hatte, an die Macht, der als brutaler Massenmörder eine Unzahl von Menschen umbringen ließ. Das war eine schockierende Erfahrung, ebenso im Hinblick auf die Ereignisse im Iran. Khomeini erwies sich als weitaus schlimmer als der zuvor von der Linken heftig attackierte Schah.

Sie haben 1980 die Grünen mitbegründet. Das war in der Zeit des NATO-Doppelbeschlusses, also der Stationierung von Pershing-II-Raketen in Westdeutschland. Die USA wollten auf diese Weise die Sowjetunion »totrüsten«, und so entstand die dagegen gerichtete Friedensbewegung. Antiamerikanische Demonstrationen mobilisierten in Westdeutschland Hunderttausende von Teilnehmern. Wie entwickelte sich zu jener Zeit die Haltung gegenüber den USA?

Der Fokus der Friedensbewegung richtete sich seinerzeit gegen die geplante Stationierung von Pershing-II-Raketen durch die USA, aber zugleich gegen die sowjetischen SS-20-Raketen. Die Friedensbewegung versuchte, einen Ausweg aus dem Teufelskreis des Wettrüstens zu finden. Die Kritik der Friedensbewegung am Wettrüsten hatte aber mindestens zeitweise einen ziemlich einseitigen Charakter zulasten der Amerikaner. Es hat mich deshalb sehr beeindruckt, dass die Amerikaner den Dialog mit uns gesucht und sich mit unseren Argumenten entschieden, aber auf sehr freundliche Art auseinandergesetzt haben. Auch bei den Grünen, die sich als Teil der Friedensbewegung verstanden, waren die kritische Haltung und das Misstrauen gegenüber den USA sehr ausgeprägt. Claudia Roth, die damals die Pressesprecherin der Grünen-Bundestagsfraktion war, kam im November 1985 zu mir, als das erste Gipfeltreffen des neuen Generalsekretärs Michail Gorbatschow mit US-Präsident Ronald

Reagan in Genf bevorstand. Sie hatte dazu eine Presseerklärung vorbereitet. Darin wurden die Vorschläge der Vereinigten Staaten zur Rüstungsbegrenzung – ich weiß den genauen Wortlaut nicht mehr – als ein erneutes »übles Manöver des amerikanischen Imperialismus« bezeichnet. Daraufhin sagte ich zu ihr: »Claudia, wir warnen die ganze Zeit davor, dass mit den Pershing II die Apokalypse und der Weltuntergang drohen. Dann müssen wir es doch unterstützen, dass sie ins Gespräch kommen, um die Situation zu entspannen und zu versuchen, den Rüstungswettlauf zu beenden.«

Ab wann gab es Ihrer Meinung nach eine gewisse Annäherung der Grünen an Amerika?

Mit einigen Exponenten der Partei, etwa Jutta Ditfurth, Rainer Trampert, Thomas Ebermann oder Jürgen Reents, war daran überhaupt nicht zu denken. Petra Kelly hingegen, die in den 1980er-Jahren ja eine unserer Fraktionsvorsitzenden war, hatte durchaus ein starkes Gefühl für Amerika. Sie hatte dort Teile ihrer Jugend verbracht und in Washington studiert. So hat sie auch gelernt, wie man auf amerikanische Art Politik macht, wie man öffentlichkeitswirksam agieren kann. Das hat sicher auf die Mobilisierungsstrategien der Grünen einen wesentlichen Einfluss gehabt. Sie ist auch oft nach Amerika gereist und hat für die Friedensbewegung in Amerika geworben. Es haben sich also schon damals zahlreiche Gesprächsverbindungen in die USA entwickelt, auch von meiner Seite. Auch Joschka Fischer spielte bereits in dieser Zeit eine positive Rolle im Dialog mit den USA.

Sie sind 1989 zur SPD gewechselt, ein halbes Jahr vor dem Mauerfall. 1998 wurden Sie Bundesminister des Innern in der Regierung von Gerhard Schröder. Wie hat sich aus Ihrer Sicht das deutsch-amerikanische Verhältnis in dieser Zeit entwickelt?

Es gibt in Deutschland unabhängig von teilweise sehr scharfen Unterschieden in der Beurteilung politischer Vorgehensweisen seit vielen Jahrzehnten eine insgesamt sehr positive Grundstimmung gegenüber den USA. Die Amerikaner haben immer eine hohe Sympathie in Deutschland genossen. Die Deutschen fühlen sich mit den USA eng verbunden, nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich und kulturell. Das zeigte sich auch in der breiten Solidarität für die USA nach den Anschlägen des 11. September 2001. Durch den Irak-Krieg war das politische Verhältnis zwischen Amerika und Deutschland dann zeitweise etwas getrübt. Als Innenminister habe ich jedoch stets besonderen Wert auf eine enge Zusammenarbeit mit den USA gelegt. Ich habe mit dem damaligen Justizminister John Ashcroft und Tom Ridge, dem ersten Minister für »Homeland Security«, sehr vertrauensvolle und freundschaftliche Beziehungen aufgebaut, die vor allem bei der Bekämpfung des weltweiten islamistischen Terrors von unschätzbarem Wert waren. So galt ich als verlässlicher Amerika-Freund in der Schröder-Regierung, auch während der Zeit, in der sich das Verhältnis zwischen der US-Regierung und der Bundesregierung ein wenig abgekühlt hatte.

Zu jener Zeit, zwischen 1998 und 2006, wurde das Amerika Haus ja abgewickelt. Fehlt ein solcher Ort heute?

Ich habe noch 2002 mit dem damaligen US-Botschafter Dan Coats ein Spiel der Fußball-WM im Amerika Haus angesehen. Wir haben gewettet: Deutschland gewann im Viertelfinale 1:0, und so gewann ich einen Kasten amerikanisches Bier. Ich habe es jedoch nicht getrunken. Ich mag amerikanisches Bier nicht besonders. Aber zurück zum Thema: Es gibt ja nach wie vor gute amerikanische Kulturinitiativen – die American Academy in Berlin, die unter der Führung von Gary Smith grandiose Arbeit leistet, oder die Fulbright-Stipendien. Es gibt die Atlantik-Brücke, es gibt das Aspen Institute und zahllose andere Institutionen und Initiativen, in denen Deutsche und Amerikaner miteinander sprechen und kooperieren. Allein durch den Studien- und Wissenschaftsaustausch und die wirtschaftlichen Beziehungen sind wir so mit Amerika verwoben, das ist ja inzwischen unzerstörbar. Daran ändert auch der NSA-Skandal nichts. Die Vereinigten Staaten sind und bleiben der wichtigste Partner Deutschlands und Europas. Manches in den USA ist gewiss kritikwürdig, wie vieles bei uns kritikwürdig ist. Aber denen, die in die Versuchung geraten, ihre Kritik an den USA zu überziehen, empfehle ich folgende kurze Denkübung: Stellen Sie sich für fünf Minuten vor, wie die Welt in den letzten hundert Jahren und heute ohne die USA aussehen würde.

UMBAU UND NEUANFANG

Bildunterschrift